

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 30 (1954-1955)
Heft: 12

Artikel: Wie man aus Zürchern Zürcher macht
Autor: Guggenbühl, Adolf
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1071324>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 04.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Wie man aus Zürchern Zürcher macht

Von
Adolf Guggenbühl

Illustration H. Tomamichel

Es lächelt der See ...

Wissen Sie», sagte der Gast aus Deutschland, ein Verleger, mit dem ich auf der Terrasse der Fischerstube am Zürichhorn eine Flasche Meilener trank, «daß Sie in einem Paradies leben?» Und dann fuhr er fort: «Was mir an dieser Stadt so gefällt, ist, daß sie durch und durch gesund ist. Sie ist geistig so klar und rein wie das Wasser Ihres herrlichen Zürichsees.»

Ich verschwieg meinem Kollegen, was mir durch den Kopf ging; er hätte mich als Ausländer doch nicht verstanden. Innerlich mußte ich aber lachen. Das Bild mit dem Zürichseewasser war nämlich gar nicht so schlecht gewählt. Wir Zürcher wissen, daß es nicht so rein und klar ist, wie es beim Sonnenuntergang aussieht. Der Zürichsee ist krank.

Ich möchte nicht so weit gehen und behaupten, auch die Stadt Zürich sei krank. Aber irgend etwas ist mit ihr nicht in Ordnung. Die seelische Struktur ist nicht so, wie sie sein

sollte. Fast alle, die hier leben, haben diese lebensstüchtige, fleißige und großzügige Stadt gern. Trotzdem will es allzu vielen nicht gelingen, zu ihr eine richtige Beziehung zu finden. Zürich ist für die meisten Einwohner eine freundliche Pensionshalterin, aber nicht eine Mutter. Sie haben hier ihren Wohnsitz, aber nicht ihre Heimat. Sie haben das Gefühl, irgendwie am Rande zu stehen.

In Basel oder Bern ist das seelische Klima besser. Alle Basler sind durch ein unsichtbares Band verbunden. Sie sind nicht nur stolz auf ihre Stadt, sie fühlen sich dazugehörig. In Bern ist es gleich.

Man fühlt diese andere Atmosphäre schon im Tram. Der Nichtbasler und Nichtberner merkt, daß er dort einer Gemeinschaft gegenüber steht, zu der er nicht gehört. Nicht daß diese Gemeinschaft ihm feindlich gesinnt wäre; aber er merkt das Andersartige.

Das gilt auch für Paris und New York. Jeder Pariser, der arme Clochard wie der reiche Industrielle, ist stolz darauf, Pariser zu sein. Sein

Lebensgefühl wird durch diesen Umstand gehoben. Er gibt ihm eine gewisse Sicherheit, wie sie jemand besitzt, der zu einer angesehenen Familie gehört.

Warum ist das in Zürich nicht so?

Zürich ist kein Schmelztiegel

Diese Erscheinung erklärt sich nicht, wie man im ersten Augenblick vermuten könnte, aus der Bevölkerungsbewegung. Die Tatsache, daß die sogenannten alten Zürcher nicht mehr sehr zahlreich sind, ja daß überhaupt nur 38 Prozent der Einwohner Zürichs in dieser Stadt geboren sind, erklärt die mangelnde Assimilation nicht genügend. In Paris und New York ist der Prozentsatz der Zugewanderten bestimmt noch größer; aber ein Aufenthalt von wenigen Jahren genügt, um aus ihnen waschechte Pariser oder New-Yorker zu machen.

Auch in den mittelalterlichen Schweizer Städten war die Assimilationskraft stärker. Die Vorstellung, daß in frühern Jahrhunderten die Selbsthaftigkeit überall größer war als heute, ist nämlich falsch. Untersuchungen haben ergeben, daß in den Jahren 1427 bis 1530, also innerhalb von 100 Jahren, die Wohnbevölkerung von Basel sich dreimal durch Zuzug erneuerte. Ähnlich lagen die Verhältnisse in Baden. Die sogenannten Wanderungen sind also durchaus keine Erscheinungen der Neuzeit. Trotzdem kannten die mittelalterlichen Städte die Schwierigkeiten, unter denen Zürich heute leidet, nicht.

Ich will meine eigene Familie als Beispiel anführen. Mein Großvater väterlicherseits und mein Großvater mütterlicherseits ließen sich beide vor rund 100 Jahren in Zürich nieder. Sie kamen nicht aus Polen oder irgendeinem Land mit anderer Kultur, sie kamen, wie auch ihre Frauen, aus Zürichseedörfern. Ich bin also ein Stadtzürcher der dritten Generation.

Nun sollten drei Generationen unbedingt genügen, um aus Kantonsbürgern Stadtbürger zu machen. Das ist aber nicht der Fall.

Ich will nicht behaupten, daß ich mich in Zürich fremd fühle. Ich merke aber, daß ich nicht hundertprozentig assimiliert bin, nicht so wie jene Zürcher, deren Vorfahren schon im 18. Jahrhundert oder noch früher einwanderten.

Ich kenne zwar viele, deren Familien noch weniger lang hier sind und die sich trotzdem

als Vollblutzürcher vorkommen. Vielleicht mit Recht; denn die Assimilation ist nicht ein mechanischer Prozeß, der immer gleich viel Zeit braucht, vielleicht aber auch nur deshalb, weil diese Mitbürger das Wesen unserer Stadt so wenig erfaßt haben, daß sie gar nicht merken, daß sie noch nicht vollständig assimiliert sind.

Stadt gegen Land, Land gegen Stadt

Was sind nun die Gründe dieser merkwürdigen Erscheinung?

Sie sind zum Teil historischer Art. Die Zuwanderer, die nach dem Zusammenbruch der Alten Eidgenossenschaft aus der Umgebung nach Zürich zogen, waren zu dieser Stadt zum großen Teil nicht positiv eingestellt. Sie verließen ihre Dörfer in der Landschaft, weil ihnen in Zürich Verdienst- und Aufstiegsmöglichkeiten winkten; aber sie hatten keine Bewunderung für stadtzürcherische Tradition und Eigenart. Vor allem die verfeinerte, etwas aristokratisch getönte Kultur, wie sie sich im 18. Jahrhundert geformt hatte, war ihnen zuwider.

Allzu lange hatten die gnädigen Herren das Volk der Landschaft unterdrückt, um nicht ein tiefgefühltes Ressentiment zu schaffen, das abgeschwächt bis auf den heutigen Tag besteht.

Es gibt ein bekanntes Spottlied auf den helvetischen General Andermatt, der im Jahre 1802 einen vergeblichen Versuch unternahm, die Stadt Zürich mit seinen Leuten, die hauptsächlich aus der Landschaft kamen, zu erobern. In diesem Lied heißt ein Vers:

*Chume grad jetz us der Stadt
hai mit Wyb und Chinde.
Ha mit Gäneral Andermatt
Züri wele plündere.*

Das ist eine Anspielung auf die Tatsache, daß die Bauerntruppen Andermatts Kartoffelsäcke mitnahmen, um im Falle eines Erfolges möglichst viel Beute nach Hause schleppen zu können.

Nun, das war im Jahre 1802. Aber mehr als hundert Jahre später war die gleiche Geisteshaltung noch nicht ausgestorben. Ich verbrachte während des Generalstreikes am Schlusse des Ersten Weltkrieges ein paar Tage in einem Zürichseedorf. Allgemein hieß es dort, in Zürich breche bald die Revolution aus, und die Seebuben müßten dann Ordnung schaffen.

Tatsächlich beobachtete ich zwei ältere

Bauern, die Kartoffelsäcke herrichteten. Auf meine Frage, was der Zweck der Übung sei, antworteten sie mit pfiffigem Lachen, das sei für den Fall, daß in Zürich alles drunter und drüber gehe.

In Basel und Bern lagen die Verhältnisse anders. Der Gegensatz der Landschaft zur Stadt war in Bern kleiner als in Zürich — zum Teil weil die Herren im Rathaus größeres Geschick im Regieren besaßen, weshalb sie mit einem gewissen Recht sagen konnten: «D Puure sind öiseri Muure.» Basel aber hatte das Glück; daß es sich überhaupt nicht mit auflüpfischen Landbewohnern auseinandersetzen mußte. Die Leute, die im 19. Jahrhundert in seine Mauern zogen, waren zum größten Teil Elsässer und Badenser, denen nicht nur jedes politische Ressentiment fehlte, sondern die im Gegenteil eine unverhohlene Bewunderung für die «tolle, schöne Stadt» hegten. Insbesondere den Badensern haftete ein leicht untertäniger Zug an, wie er hie und da auch bei dem großen und sympathischen Dichter Johann Peter Hebel, der ja bekanntlich aus dem Wiesental stammte, zum Ausdruck kommt.

Die Berner Bauern und die Badenser und Elsässer, die in die Stadt zogen, hatten deshalb nur einen Wunsch: möglichst bald Stadtberner und Stadtbasler zu werden. Sie verhielten sich ähnlich wie polnische Juden und Armenier, die sich in New York niederlassen.

Grobheit ist Trumpf

Die Seebuben aber sahen in der zürcherischen Kultur hauptsächlich die Lebensform ihrer ehemaligen Unterdrücker. Noch ihre in Zürich lebenden Nachkommen empfanden deshalb jedesmal eine innere Genugtuung, wenn wieder ein Baudenkmal, etwa ein altes Patrizierhaus, abgerissen wurde. Über die Gründe dieses Ressentiments waren sie sich selber nicht klar. Es war unbewußt geworden und verbarg sich deshalb unter der Maske des Fortschrittes.

Bezeichnenderweise wurde noch vor wenig Jahren von der zürcherischen Bevölkerung eine Vorlage verworfen, welche beabsichtigte, durch Ankauf durch die Stadt das schöne klassizistische Herrschaftshaus «Zum Sihlgarten» zu retten. Die Mehrheit der Stimmbürger fand es nicht schade, «wenn dieses undemokratische Gebäude verschwindet».

Bei vielen Miteidgenossen gelten die Zürcher als grob. Das sind sie auch. Alle Revolutionäre machen aus der Ablehnung der Umgangsformen des frühern Regimes geradezu einen Sport. Aus dieser negativen Einstellung heraus war in der zürcherischen Landschaft oft eine gewisse Grobheit geradezu Trumpf, nicht zuletzt im Reden. Die Sprachweise der Fuhrleute und der Ledischiffmannen galt vor allem bei der heranwachsenden Generation als Vorbild. Diese malerischen Gesellen, die nicht nur fürchterlich tranken, sondern vierzig Flüche aneinanderhängen konnten, ohne einen einzigen Fluch ein einzigesmal zu wiederholen, wurden weitherum bewundert. Das unflätige Reden ist deshalb bei der Zürcher Schuljugend heute noch verbreiteter als in andern Städten.

In Basel machte man sich über die Aussprache der Dalbanesen zwar lustig, bewunderte sie aber heimlich. In Zürich wurde von der Sprechweise der kultivierten Zürcher Familien überhaupt nicht Notiz genommen.

Natürlich besaß auch die Landschaft ihre eigene Kultur; aber sie war nicht ausgebildet genug, um sich durchzusetzen; man vergleiche nur etwa die zürcherischen Bauernhäuser mit jenen des Emmentals oder denen Graubündens.

Die Überfremdung

En anderes Hindernis für die Erhaltung des zürcherischen Geistes bildeten die Ausländer. Kurz vor Ausbruch des Ersten Weltkrieges lebten in der Stadt Zürich über 40 000 Deutsche. Das waren 21 Prozent der Bevölkerung.

Diese Zahl war zu groß, um assimiliert zu werden. Die Deutschen bildeten damals eine eigentliche Kolonie. Kaisers Geburtstag wurde lauter und mit mehr Begeisterung gefeiert als der 1. August. Ganze Berufsschichten lagen in den Händen der Deutschen. Das Geistesleben wurde weitgehend durch sie bestimmt. Daß das Zürichdeutsche unter diesen Umständen immer mehr an die Wand gedrückt wurde, ist selbstverständlich. Es wurde immer mehr zur verachteten Küchensprache.

Neben den Bewohnern der Landschaft und den Reichsdeutschen gab es noch eine dritte Gruppe Zuwanderer, die sich nicht anpassen wollten, und das waren die Berner. Man weiß, die Berner sind die eigentlichen Kolonisatoren der Schweiz. Ihre Durchsetzungskraft und ihre

Eigenart sind bewunderungswürdig. Gerade diese Tugenden machen sie aber schwer assimilierbar. Ein Zürcher, der in einen andern Kanton auswandert, wird versuchen, sich dort mehr oder weniger anzupassen. Der Berner aber bleibt Berner bis zu seinem Tod. Wahrscheinlich saugen auch seine Kinder schon mit der Muttermilch so viel Bernergeist auf, daß auch sie nicht richtig assimilierbar sind.

Viele der Berner, die sich in Zürich niederließen, waren als Künstler, Schriftsteller oder Politiker sehr erfolgreich. Ihre Anwesenheit war für Zürich bestimmt ein Gewinn; aber begreiflicherweise waren sie keine Förderer zürcherischer Eigenart, auch dann nicht, wenn sie zu den höchsten Ämtern aufstiegen.

Ähnlich verhält es sich mit den Bündnern. Aus dem an sich richtigen Gefühl heraus, daß die Bündner mehr Opfer für die Freiheit gebracht haben als die andern Eidgenossen, fühlt sich jeder Bündner über die Unterländer erhaben. Es gibt deshalb viele Bündner in Zürich, die schon in der zweiten Generation hier leben, die Zürichdeutsch sprechen, aber im Grunde ihres Herzens das sind, was sie immer waren, Engadiner oder Prätigauer.

Alle diese mehr oder weniger fremden Elemente haben viel dazu beigetragen, Zürich reich, mächtig und dynamisch zu machen. Die Offenheit, mit der Zürich Leute aufnimmt, macht seine Größe aus, ja sie kann geradezu als typisch zürcherischer Charakterzug bezeichnet werden. Aber diese Tugend hatte nicht nur Vorteile, sondern auch Nachteile. Es mußte ein hoher Preis bezahlt werden.

Kulturpolitischer Holzboden

Diese Umstände wirkten sich vor allem deshalb besonders stark aus, weil bis vor dreißig Jahren die Gefahren der Überfremdung überhaupt nicht erkannt wurden. Basel betrieb bereits früh im 19. Jahrhundert eine bewußte Kulturpolitik. Schon Jacob Burckhardt z. B. erkannte, wie nötig es sei, aus den Zuzüglern Basler zu machen. Das ist dann auch weitgehend gelungen. Erst in den letzten Jahren ist der Zustrom so groß, daß man auch in Basel Schwierigkeiten hat.

Die Träger der alten Zürcher Kultur erkannten diese Gefahr nicht, oder aber sie waren nicht gewillt, etwas dagegen zu unternehmen.



S E P T E M B E R

*Alles will nun schwellen, reifen,
und die Früchte wurden schwer,
sieh, so weit die Augen schweifen,
werden nun die Äcker leer,
und im frühen Morgenblau
sind die Wiesen feucht vom Tau.*

*Fern sind schon die flinken Spiren,
bald ziehn auch die Stare nach,
es verstummt des Sommers Sirren,
gilb ist jetzt das Ried am Bach,
und vom Ahorn raschelt matt
ab und zu ein müdes Blatt.*

*Doch des Jahres milde Neige
soll nicht Grund zur Klage sein,
laubumschirmt sind noch die Zweige,
an den Hängen reift der Wein,
und wenn alles schläft und ruht,
hält er noch des Sommers Glut.*

P E T E R K I L I A N

Viele von ihnen zogen sich, als die neue Zeit kam, in den Schmollwinkel zurück. Sie beschränkten sich darauf, zürcherische Kultur nur noch im engsten Familienkreis zu pflegen. Und ihre Nachkommen waren sehr stolz darauf, daß nur sie wußten, daß man das jährliche Göttigeschenk nicht wie am See «Helsete» nennt, sondern «s gueti Jaar», und daß dieses nicht etwa an Weihnachten oder an Neujahr, sondern vor dem Samichlaustag überbracht wird, und zwar nicht persönlich, sondern durch ein Dienstmädchen mit weißer, gestärkter Schürze, und daß der silberne Göttilöffel von einem flachen Körbchen mit Schlekereien, dem Chüttenechraam begleitet sein muß, daß die richtigen Tirggel bei Tobler gekauft werden und daß man bei Einladungen zum Dessert Offleten (ein Hüppengebäck) serviert, die mit einem Briceleteisen gemacht sind, das ein Familienwappen trägt.

Die Pflege dieser häuslichen Familiensitten und Gebräuche ist recht und gut, sie genügt aber nicht, um einen Lebensstil oder gar eine Kultur zu erhalten. Es braucht eine Ausstrahlung in die Öffentlichkeit. Kulturpflege kann nur wirksam sein, wenn sich ihrer auch die Politiker annehmen. Das aber geschah in Zürich nur in kleinem Maß. Die ehemals führenden Familien waren nicht in dem Maß öffentlich politisch tätig wie in Basel, und so weit sie es waren, bemühten sie sich weitgehend, sich der neuen Lage, die das 19. Jahrhundert geschaffen hatte, anzupassen. Die Sozialdemokraten aber, die immer mehr Einfluß gewannen, hatten ursprünglich eine eigentliche Abneigung gegen eine zürcherische Kulturpolitik. Die ältere Generation der Sozialdemokraten war ihrer Ideologie nach international eingestellt,

Pflege der lokalen Eigenart schien ihnen als spießbürgerliches, engherziges Seldwylertum. Sie wollten Weltbürger, nicht Zürcher sein.

So kam es, wie es kommen mußte: Zürich verlor immer mehr seinen zürcherischen Charakter und damit seinen Charakter überhaupt.

Aber wenn sich in einem an sich lebenskräftigen Organismus eine Krankheit ausbreitet, dann werden auch die Heilungskräfte wach. Es ist in der Geschichte selten fünf Minuten vor zwölf, und so sind denn auch seit einigen Jahren in allen Parteien Männer aufgestanden, die eingesehen haben, daß etwas geschehen muß, wenn man aus dem großen Steinhafen wieder eine organische Stadt machen will. Das Heilmittel heißt Kulturpolitik.

Auch eine Stadt braucht, genau wie ein Land, geistige Landesverteidigung. In beiden Fällen soll diese aber nicht hauptsächlich darin bestehen, sich gegen unerwünschte Einflüsse zur Wehr zu setzen, sondern es gilt, etwas Neues, Eigenständiges zu schaffen.

Es gibt hundert Wege, die zu diesem Ziel führen.

Einer ist die Förderung der Kunst.

«Wo sind die Enkel jener Gefeierten?»

Die Kunst ist kein Luxus, sozusagen die Konfitüre auf das tägliche Butterbrot, auf die man ebensogut verzichten kann. Eine Gemeinschaft verwirklicht sich durch Kunstwerke. Sie fördert deshalb wie nichts anderes den Lokalstolz und die Zusammengehörigkeit.

Im 19. Jahrhundert geschah in dieser Beziehung beschämend wenig. Kunstfeindlicher

Da musste ich lachen

Es war vorletzten Sommer bei der Station Morteratsch der Bernina-Bahn. Ich wartete bei einer Tasse Kaffee auf meinen Mann, der sich, um zu fotografieren, an den Gletscher herangeipircht hatte. In meiner Nähe hatte ein Ehepaar Platz genommen und staunte in das in der Sonne gleißende Schneegebirge. Eine der vielbeschäftigten Serviertöchter war eben damit beschäftigt, einem Gast das Herausgeld abzuzählen, als der Fremde sich in gebrochenem Deutsch mit der Frage nach dem Namen des höchsten dieser Piz an sie wandte. Die Serviertochter tröstete den Gast mit «Sofort...» Dieser wandte sich befriedigt an seine Gattin mit der Auskunft «Ah, Piz Sofort».

Frau F. Z., Kriens

Puritanismus und kunstfeindlicher Materialismus hatten ein höchst unerfreuliches Bündnis geschlossen.

Der immer noch verkannte zürcherische Dichter Heinrich Leuthold, dessen ganzes Leben ein einziger Protest gegen diese unglückliche Geisteshaltung war, preist in einem Gedicht seinen Heimatsee und schließt mit den Versen:

*Fernhin, wie alles Große einsam,
Ragt ihr zum Himmel, ihr ew'gen Alpen!
Ihr bleibt dieselben; aber das Eden rings
Bewohnt ein neu Geschlecht, das, dem
In Kunst und Leben abgewendet, [Göttlichen
Nur noch den Götzen des Tages huldigt.
Wo sind die Enkel jener Gejeierten,
Die dir den Namen, Limmat-Athen, verliehn,
Und die zum Ruhm der freien Heimat
Kronen getragen im Reich des Schönen?
Du fragst umsonst . . .*

Die meisten zürcherischen Bauten der neuern Zeit sind ausschließlich Zweckbauten. Jene Gebäude, die den Zürcher mit Stolz erfüllen, stammen aus frühern Epochen. Es sind neben den Kirchen fast nur die Zunfthäuser.

Erst in neuester Zeit ist man wenigstens dazu übergegangen, bei städtischen Hochbauten mindestens einen Prozent der Bausumme für künstlerische Ausschmückung zu verwenden. Sogar dieser Betrag schien vielen Gemeinderäten Verschwendung. Er ist aber außerordentlich bescheiden, wenn man daran denkt, daß früher beim Bau des Rathauses oder der Zunfthäuser 20 bis 30 Prozent für diesen Zweck ausgesetzt wurden.

Man sollte in Zürich den Mut haben, während der jetzigen Wirtschaftsblüte wieder einmal ein monumentales öffentliches Gebäude zu erstellen, das nicht nur Zweckbau, sondern künstlerisches Monument ist, Wahrzeichen und Symbol dieser Stadt.

Basel hilft Zürich

Leider wird aber wenig gutes Neues geschaffen, dafür aber immer noch viel gutes Altes zerstört. Das wenige aber, was vorhanden ist, kennt man kaum. Man betrachtet

Foto: Tschirren
Der Wunderstand,
häßlich aber doch schön

es für Zürich allgemein als Vorzug, daß es Sitz des Schweizerischen Landesmuseums ist. Sicher ist das Landesmuseum eine herrliche Sammlung; aber vom zürcherischen Gesichtspunkt aus ein Danaergeschenk. Die Zeugen zürcherischen Kunsthandwerkes gehen dort in den allgemein schweizerischen Sammlungen unter. Bern hat sein Historisches Museum, Basel ebenfalls und dazu als Beispiel altbaslerischer Wohnkultur den «Kirschgarten». In Zürich gibt es keine Gelegenheit, altes zürcherisches Kunsthandwerk gesondert zu betrachten. Infolgedessen dringt dieses auch nicht in das Bewußtsein ein. Nur die wenigsten Zürcher wissen zum Beispiel, wie kultiviert die zürcherischen Goldschmiede des 18. Jahrhunderts arbeiteten, welch herrliche Dinge die Porzellanfabrik im Schoren hervorgebracht hat. Es ist deshalb sehr erfreulich, daß der — baslerische! — Direktor des Landesmuseums die Initiative ergriffen hat, den Zürchern zu zeigen, daß sie nicht die Barbaren sind, für die sie sich selbst halten. Ab Ende dieses Jahres wird die zürcherische Porzellansammlung des Landesmuseums im stilgerecht renovierten ersten Stock des Zunfthauses Zur Meise der Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden.

Mit der fehlenden Kenntnis der zürcherischen Altertümer mag es auch zusammenhängen, daß Zürich viel weniger gute Antiquitätengeschäfte besitzt als Bern oder Genf. Es fehlt ganz einfach an genügend Kennern und Liebhabern. Selbst ausgesprochene zürcherische Kostbarkeiten, wie die aus Erz gegossenen sogenannten spanischen Suppensüsseln oder die geschnitzten Tausenmannli, erzielen an ihrem Ursprungsort keineswegs Höchstpreise. Eine Ausnahme bilden vielleicht die Wellenschränke und Windenladen, die aus irgend-einem Grund Mode geworden sind.

Sich selber nicht treu

Aus dieser Atmosphäre heraus erklärt es sich vielleicht auch, daß sich das Kunsthhaus in Zürich der zürcherischen Kunst nicht in dem Maße angenommen hat, wie eigentlich zu erwarten gewesen wäre. Selbstverständlich muß eine Kunstsammlung von dieser Bedeutung nicht nur Böcklin und Bodmer, Haller und Hubacher zeigen, sondern auch Toulouse-Lautrec und Picasso, Maillol und Despiau. Aber das Natürliche wäre doch, die mit Zürich

verbundenen Künstler ganz besonders zu betreuen. Immer dann, wenn man unter keinen Umständen provinziell sein will, besteht die Gefahr, provinziell zu werden. Ich finde es bizarr, daß alle drei Plastiken, die vor dem zürcherischen Kunsthaus stehen, von ausländischen Künstlern stammen, wo es ja wahrhaftig bei uns nicht an guten Bildhauern fehlt.

Es ist nun das Verdienst der heutigen Stadtverwaltung, die bildende Kunst in Zürich intensiv zu fördern. Immer mehr sieht man Plastiken auf öffentlichen Plätzen und in öffentlichen Anlagen, was früher eine Seltenheit war.

Paris wäre nicht Paris ohne seine Dichter. Sie haben zwar die Pariser Eigenart nicht geschaffen, wohl aber gestaltet und bewußt gemacht. Jede Gesellschaftsschicht, jedes Milieu, jedes Quartier hat ihren literarischen Gestalter gefunden.

Die zürcherischen Dichter holen ihren Stoff mit Vorliebe außerhalb ihrer Heimatstadt. Eine schöne Ausnahme bildet die Romanfolge «Alles in Allem» meines frühern Schulkameraden und Jugendfreundes Kurt Guggenheim, welche die Entwicklung Zürichs in den letzten fünfzig Jahren zeigt.

Unzählige Chansons feiern Paris. Bern kennt den alten Berner Marsch, und auch Basel hat eine Stadthymne, «z Basel a mym Rhy». Zürich hat bis jetzt kein entsprechendes Lied. Seit einiger Zeit besitzen wir einen gewissen Ersatz im Sechseläutenmarsch. Es fehlen aber die Worte, und außerdem handelt es sich um einen alten deutschen Militärmarsch.

Unsere Stadt gibt sehr viel Geld aus für das Stadttheater und das Schauspielhaus. Das ist sicher in Ordnung. Man muß sich aber klar sein, daß es sich in beiden Fällen trotz schweizerischer Leitung immer noch um deutsche Bühnen in der Schweiz handelt, wenn auch mit internationalem Einschlag. Es ist zwar nicht mehr so wie früher, wo ein schweizerischer Schauspieler, der etwa Nyffenegger hieß, seinen Namen in Grabow oder Paschke umändern mußte, um überhaupt eine Anstellung zu erhalten. Es ist auch nicht mehr so, daß man schweizerische Bühnenschriftsteller grundsätzlich ablehnt. Aber das Berufstheater in der deutschsprechenden Schweiz ist nun einmal, im Gegensatz zum Laienspiel, durch seine ganze Tradition, die Ausbildung der Regisseure und

Schauspieler derartig mit Deutschland verbunden, daß man kaum von schweizerischem Theater reden kann. Das ist in allen Schweizer Städten ähnlich. Infolgedessen ist es nicht verwunderlich, daß es dem Zürcher Theater trotz großen künstlerischen Leistungen nicht gelungen ist, an der Gestaltung zürcherischen Lebensgefühls entscheidend mitzuwirken.

Auch die beiden Hochschulen konnten diese Aufgaben nicht erfüllen. Die Eidgenössische Technische Hochschule ist sozusagen ein Stück Bundesterritorium auf zürcherischem Boden, ähnlich wie das Landesmuseum. Im Gegensatz dazu wurde die Zürcher Universität vom Stand Zürich ins Leben gerufen. Irgendwie ist es aber in den 122 Jahren seit ihrer Gründung nicht gelungen, sie in gleichem Maße zu einer Hauptstütze des lokalen Geisteslebens zu machen, wie das den Baslern mit ihrer alten Universität gelungen ist, wo seit jeher eine enge Beziehung zwischen Universität und Politik bestand. Es ist auch charakteristisch, daß ein Großkaufmann in Basel es als eine Ehre betrachtet, wenn seine Tochter etwa einen Dozenten für Sanscrit heiratet, während in Zürich eine solche Verbindung als Mésalliance gilt.

Der Stadtpräsident als Herold zürcherischer Eigenart

Ebenso wichtig wie die Förderung der Kunst ist die Schaffung der richtigen Atmosphäre. Kultur kann nicht zentralisiert werden. Echte Kultur ist, wie schon Pestalozzi sagte, nur dort vorhanden, wo sie den Alltag durchdringt.

Es genügt also nicht, daß der Stadtrat Kulturförderung betreibt. Die ganze Verwaltung sollte von zürcherischem Geist erfüllt sein.

Das ist nun aber schneller gesagt als getan. Es ist nicht so, daß die Beamten der zürcherischen Stadtverwaltung nicht tüchtig sind. Sie sind in vielen Fällen nur zu tüchtig und haben deshalb das Bestreben, ihren Machtbereich immer mehr auszudehnen. Jedes Machtgebilde läuft aber Gefahr, Selbstzweck zu werden. Die verschiedenen «Wesen» wollen dann nicht mehr dienen, sondern herrschen. Sie wollen sich nicht mehr anpassen, sie wollen ihren Willen den Bürgern aufdrängen. Infolgedessen besteht die Gefahr, daß die Verwaltung zu einem Fremdkörper im sozialen Organismus wird.

DENKSPORT. AUFGABE.

Nichts lag Coiffeur Scherer so sehr am Herzen wie der Dienst am Kunden. Und ausgerechnet ihm mußte es passieren, daß sein bester Kunde wutentbrannt in sein Geschäft stürzte und Scherer vorwarf, er habe ihm sein Lebensglück zerstört. «Diese Uhr», schrie der Er Zürnte und wies auf die Wanduhr an der Rückwand des Einmann-Coiffeur-Salons, «ist schuld, daß ich zu spät zum ersten Rendez-vous kam, und dazu noch mit einem Mädchen, welches Liebe auf den ersten Blick in mir entzündet hatte. Die Verabredung war auf 6¹/₄ Uhr. Natürlich wollte ich mich vorher rasieren lassen. Ich schaute auf die Uhr, die man hier im Spiegel sieht. Sie zeigte 10 vor 6, und so ließ ich mir Zeit. Als ich zum Stell-dichein kam, war es halb Sieben. Unterdessen ist mir klar geworden, warum: Die Uhr an der Rückwand erscheint im Spiegel seitenverkehrt, und 10 nach 6 schien 10 vor 6 Uhr zu sein.»

«Das soll mir kein zweitesmal passieren», sagte sich Herr Scherer. Er erwog, ob er die Uhr, statt an der Rückwand, über dem Spiegel der Vorderwand anbringen solle. Da der Spiegel aber beinahe bis zur Decke reichte, wäre sie dann so hoch gehangen, daß der Kunde nur noch mit anstrengenden Kopfverrenkungen die Zeit hätte feststellen können.

Scherer entschloß sich deshalb, für teures Geld eine vollständig seitenverkehrte Uhr anfertigen zu lassen.

Frage: Wie hätte es der Coiffeur anstellen müssen, um mit viel weniger Auslagen seinen Kunden zu ermöglichen, im Spiegel das korrekte Bild der Uhr zu sehen?

Auflösung auf Seite 54

Vor allem, wenn sich Bürokratie und Technik zusammenschließen, entstehen gerne Gebilde, die ein gewisses Eigenleben bekommen. So hat man zum Beispiel beim Tram in Zürich den Eindruck, der Passagier sei nur noch Objekt, das im flüssigen Fahrgastfluß durchgeschleust wird. Die Menschlichkeit ist verloren gegangen. Die Atmosphäre im Basler Tram ist deshalb baslerischer und im Berner Tram bernischer, als sie im Zürcher Tram zürcherisch ist.

Auch die Zürcher Polizisten sind zu wenig zürcherisch. Man könnte sie überallhin versetzen. Wie pariserisch wirken doch die Pariser Flics, nicht nur durch ihre Pelerinen, sondern durch ihr ganzes Gehaben! Bei der Neuuniformierung unserer Polizei hat man ängstlich vermieden, eine Uniform zu schaffen, bei der zürcherisches Wesen zum Ausdruck kommt oder die zum mindesten für Zürich charakteristisch ist. Die Zürcher Polizisten tragen eine Art feldgrauer Offiziersuniform. Warum feldgrau, weiß kein Mensch; denn sie müssen sich ja nicht vor dem Feinde tarnen!

Am zürcherischsten sind wahrscheinlich die Straßenwischer. Sie haben ihren Stil gefunden. Es ist immer eine Freude, einem dieser sympathischen Männer zu begegnen.

Trotz allem muß man zugeben, daß der heutige Stadtrat sehr viel macht, um die zürcherische Eigenart zu pflegen. Manchmal werden Aktionen durchgeführt, die gerade wegen ihrer Kühnheit nur in dem aufgeschlossenen Zürich möglich sind. Ich kann mir nicht vorstellen, daß es zum Beispiel der Berner Stadtpräsident wagen würde, in den Gängen des Stadthauses Karikaturen aus dem «Nebelspalter» aufzuhängen, die sich gegen die Bürokratie richten.

Stadtpräsident Landolt ist überhaupt ein außerordentlich aktiver Herold zürcherischen Wesens. Gewiß hat er seine Fehler — wer hätte sie nicht? —, aber jedermann muß anerkennen, daß er sich gerade für die Pflege zürcherischer Eigenart mit großer Hingabe einsetzt. Er ist auch der einzige Offizielle, der bei Empfängen, wo keine Ausländer oder Welsche sind, immer Zürichdeutsch spricht. Er hat einen Empfangsstil eingeführt, der das wichtigtuerische Pathos, das unser offizielles Leben so verfälscht, bewußt vermeidet. Aber gerade das gibt manchen Leuten auf die Nerven. Sie hätten lieber einen Stadtpräsidenten

nach dem Vorbild eines deutschen Oberbürgermeisters.

Lob der Zünfte und des Sechseläutens

Kulturpflege darf aber nicht nur in den Händen einer Behörde liegen. Sie ist in erster Linie Angelegenheit der Bürger.

Leider sind nun die privaten Organisationen, die sich die Förderung zürcherischer Haltung zur Aufgabe gemacht haben, wenig zahlreich.

Die Gesellschaften, die sich die Pflege zürcherischer Tradition zur vornehmsten Aufgabe machen, sind die Zünfte. Die Zürcher Zünfte haben nicht, wie die Zünfte Berns, öffentlich-rechtliche Funktionen. Sie sind hauptsächlich Geselligkeitsvereine, allerdings solche mit besonderer Vergangenheit. Teilweise sitzen sie noch in ihren eigenen Zunfthäusern. Schon aus Platzgründen können sie nur eine beschränkte Anzahl Mitglieder aufnehmen. In allen Zünften findet man aber Vertreter aller Berufe. Es ist also nicht so, daß in der «Zimmerleuten» nur Baumeister, im «Weggen» nur Bäcker, im «Widder» nur Metzger sind. Immerhin sind die Zünftler nicht selten, deren Vorfahren schon im Mittelalter in der gleichen Zunft zünftig waren, und ein großer Teil ist wenigstens seit zwei oder drei Generationen dabei.

Die Zürcher Zünfte hatten den Mut, die Förderung der lokalen Tradition auf ihre Fahnen zu schreiben zu einer Zeit, als diese Ideale ganz tief im Kurs standen.

Wenn auch nicht alles bei ihnen echt ist, was glänzt, weder die Becher noch die Kostüme, wenn auch das Historisierende oft einen größeren Raum einnimmt als das Historische, so haben sie doch, gerade weil sie jahrzehntelang auf verlorenem Posten aushielten, viel geleistet. Zu einer Zeit, als auch der Präsident des schäbigsten Vereins zum Hochdeutschen hinüberwechselte, sobald die offizielle Sitzung begann, wurde in den Zünften nur Zürichdeutsch gesprochen — nicht immer gutes Zürichdeutsch, aber doch Zürichdeutsch.

In den letzten Jahrzehnten sind neben den zwölf historischen Zünften und der Constaffel die sogenannten neuen Zünfte in den äußeren Quartieren entstanden. Sie weisen keine glorreiche Vergangenheit auf. Auf ihren Tischen stehen keine Nautilusbecher, und in ihren Zunftstuben hängen keine Bilder von Zunftmeistern aus dem 15. und 16. Jahrhundert. Sie

werden deshalb von den Angehörigen der historischen Zünfte oft nicht ganz voll genommen. Trotzdem erfüllen sie eine wichtige Aufgabe: auch sie helfen, aus Zürchern Zürcher zu machen.

Die Zünfte sind auch Träger des Sechseläutens. So wie die Basler Fasnacht mehr dazu beigetragen hat, die Basler für ihr Gemeinwesen zu interessieren als alle staatsbürgerlichen Kurse zusammen, so hat auch das Zürcher Sechseläuten eine große politische Auswirkung. Der Umzug der Zünftler in ihren alten Berufskleidern und Kostümen ist mehr als ein farbenprächtiges Schauspiel. Er ist Symbol dafür, daß Zürich schon eine bedeutende Stadt war, als in New York die Indianer noch in ihren Canoes herumruderten. Der Sechseläutenumzug ist zudem ein Demonstrationmarsch. Dann und nur dann gehen die sonst so zurückhaltenden Herren der Banken und Versicherungen, die vorsichtigen, prosperierenden Detaillisten, die skeptischen Chirurgen auf die Straße, um für Zürich zu demonstrieren.

Eine Zeitlang hatte das Sechseläuten einen leicht parteipolitischen Anstrich, etwas vom Charakter einer Protestaktion gegen die Arbeiterparteien. Das hat sich zum Glück geändert. Wenn auch seine Träger immer noch typische Vertreter des Bürgertums sind, so ist es doch zum Fest des ganzen Volkes geworden. Auch die politisch links stehenden Zuschauer freuen sich an dem farbenprächtigen Schauspiel, genau wie die Engländer aller Parteien sich daran freuen, wenn die Königin in feierlichem Aufzug ins Parlament zieht.

Das ist gut so. Auf der Bühne des Lebens müssen alle Rollen vertreten sein. Das Theaterstück wird langweilig, wenn es ständig heißt: «Landleute gehen über die Szene.» Eine Nation wie eine Stadt braucht Symbole und Zeremonien.

Aber das Sechseläuten genügt nicht; denn es ist nach rückwärts orientiert. Die Vergangenheit ist wichtig; aber die Gegenwart ist noch wichtiger.

Das Großartige der Basler Fasnacht liegt darin, daß sie modern, aus der Gegenwart geschaffen ist.

Das Zürichfäscht war ein Versuch, ein modernes Volksfest zu schaffen, an dem alle Einwohner aktiv mitmachen können. Es ist jammerschade, daß man nicht den Mut hatte, es zu einer jährlichen Tradition zu machen. Es ist so leicht, etwas mit ätzender Kritik zu zer-

stören, dessen Notwendigkeit man nicht mit wirtschaftlichen Gründen untermauern kann.

Das Herz der Großstadt ist eine Kleinstadt

New York hat jetzt sieben Millionen Einwohner. Immer noch blieben aber die 5. Avenue und der Broadway Straßen besonderer Art. Sie sind sozusagen die Verkörperung der Weltstadt.

Zürich mag noch so groß werden, die Altstadt und die Bahnhofstraße werden immer für Zürcher und Nichtzürcher Zürich repräsentieren. Das Herz der Großstadt ist eine Kleinstadt. Diese Kleinstadt ist im bestimmten Maß auch der Lebensraum der Bewohner der Außenquartiere und muß deshalb entsprechend gestaltet werden.

Leider haben die Zürcher sehr viel zerstört, aber weder aus dem See noch aus der Limmat das gemacht, was möglich gewesen wäre. Während wegen der Stauung bei Rheinau ein Protest durch das ganze Schweizervolk ging, wurde die Limmat ganz im stillen aus einem stolzen Fluß zu einem Tümpel gemacht, ohne daß die emsig ihren Geschäften nachgehenden Zürcher diese Verschandelung überhaupt bemerkten.

Zürich ist bereits so groß geworden, daß die Jugend in den Außenquartieren das Herz der Stadt nicht mehr kennt.

In einer Sekundarschule in Schwamendingen wurde festgestellt, daß die Hälfte der Schüler nicht wußte, wo das Zürcher Rathaus steht. Bestimmt weiß nicht die Hälfte der Konfirmanden, wo sich das Denkmal Zwinglis befindet.

Jeder Lehrer sollte es deshalb als seine Aufgabe betrachten, mit seinen Schülern nicht nur Exkursionen in den Wald, sondern auch in das Herz Zürichs zu unternehmen. Dabei würde es viel helfen, wenn die Sehenswürdigkeiten besser bezeichnet und mit erläuternden Tafeln versehen würden.

Während des Krieges führte die Verkehrszentrale eine Aktion durch: «Gang lueg d Heimat aa!». Den Zürcher Lehrern möchte man zurufen, auf lokalem Boden etwas Ähnliches, «Gang lueg Züri aa!», zu unternehmen. Einzelne machen es bereits.

Ich habe der Stadtverwaltung schon verschiedene Male vorgeschlagen, allen Neuzuziehenden eine Broschüre zu schenken: «Was bietet Zürich den Zürchern?» Es ist bizarr,

daß ein Ausländer, der einen Kongreß in Zürich besucht und vielleicht zwei bis drei Tage hier bleibt, besser über Geschichte und Sehenswürdigkeiten orientiert wird als einer, der sich hier als Steuerzahler niederläßt.

Die Erhaltung und Ausgestaltung der Altstadt soll uns nicht davon abhalten, auch das kulturelle Leben in den Quartieren zu fördern.

Wenn eine Stadt eine gewisse Größe erreicht hat, brauchen die Menschen eine neue Heimat, das Quartier. Man hat mit Recht gesagt, Paris bestehe aus einer Anzahl von Dörfern. Eine seelenlose Bürokratie hat in Zürich nach den Eingemeindungen das Eigenleben der Außengemeinden rücksichtslos zerstört. Die natürlich gewachsenen Organismen wurden durch seelenlose «Kreise» ersetzt.

Heute versucht man, diese Fehler wieder gutzumachen. Durch städtebauliche Planungen sollen wenigstens in den neu entstehenden Quartieren Einkaufs- und Kulturzentren geschaffen werden. Quartier- und Schulhausfeste sollen den Gemeinschaftssinn fördern. Alle diese Bestrebungen sind sehr zu begrüßen. Wer sein Quartier liebt, liebt deshalb das große Zürich nicht weniger, genau so wie einer nicht ein schlechterer Eidgenosse ist, weil er ein guter Zürcher, Berner oder Basler ist, im Gegenteil!

Die Quartiervereine haben hier eine große Aufgabe. Einzelne erfüllen sie, bei andern aber ist der Vorstand so zusammengesetzt, daß man sich fast ausschließlich mit Verkehrs- und Baufragen befaßt.

Ich persönlich bin davon überzeugt, daß Zürich bevölkerungsmäßig seinen Höchstpunkt noch lange nicht überschritten hat. Zürich ist durch seine Lage und die Tüchtigkeit seiner Bewohner dazu bestimmt, ein europäisches Wirtschaftszentrum zu werden. In vielen Beziehungen hat Zürich bereits die Nachfolge Wiens übernommen, seit der Eiserne Vorhang so nahe bei dieser Stadt niedergelassen wurde.

Um so wichtiger ist es, dafür zu sorgen, daß Zürich nicht nur eine Stadt mit vielen, sondern auch mit glücklichen Einwohnern wird. Da aber der Mensch nur dort glücklich sein kann, wo er sich als Mitglied einer Gemeinschaft fühlt, ist es eine der dringendsten Aufgaben der nächsten Jahrzehnte, aus Zürchern Zürcher zu machen.